



## G e t ä u ſ c h t.

Eine Novelle von Jeanne Marie.

(Beschluss.)

Als hätte sich das Schicksal gelobt, alle meine tollen Wünsche zu erfüllen, um durch diese Erfüllung sie mich bereuen zu lassen, bot sich mir auch zu einer dritten Wahl bald eine Gelegenheit. Ich hörte von dem jungen Baron E. sprechen, der einer der leidenschaftlichsten Spieler, schon zweimal auf dem Punkt gestanden habe, sich die Kugel durch den Kopf zu jagen, aber von seinen Freunden diesem grausamen Ende gleichsam abgekauft worden sei, und ich interessirte mich für denselben, noch ehe ich ihn kannte, was indes bald der Fall sein sollte.

Ich besuchte einen Ball, und kaum trat ich in den Saal, als mir eine sehr hohe magere Gestalt, mit einem auffallend blaffen Gesicht, funkelnden, schwarzen Augen und wild flatterndem dunkeln Haar auffiel. Man nannte mir Baron E. und gleich darauf trat derselbe an mich heran, um mich zu einem Walzer aufzufordern. Wild jagte er mit mir durch die Reihen der Tanzenden, und ich mußte fürchten, ihn am Schluß des Walzers erschöpft zusammenbrechen zu sehen. Alles, was E. liebte, liebte er leidenschaftlich bis zum Wahnsinn, bald sollte er auch mich so lieben. Meine unbegreifliche Macht über die Naturen der Männer, sobald ich Interesse für sie zu empfinden beginne, das ich bei ihnen zur höchsten Stadien zu steigern vermag, während es sich eben so rasch in Haß ausbildet, wenn sich bei mir Gleichgültigkeit zeigt, diese unbegreifliche Macht verlieh mir alle Mittel, meinen Willen durchzusetzen. Ich machte es mir zur Aufgabe, den Baron E., dessen rastlose Unstätigkeit bekannt war, zu fesseln, und ihn seinen früheren verderblichen Leidenschaften zu entreißen. Es gelang mir. E. spielte nicht mehr, seit er mich kannte, und seine Freunde betrachteten mich als dessen Schutzgeist. Uebermals fühlte sich meine Eitelkeit geschmeichelt, und ich setzte einen Triumph darein, E. von allen seinen gefährlichen Verbindungen abzugiehen, und ihn nur von einer edeln allmächtigen Leidenschaft durchtobt zu sehen. Ich erreichte mein Ziel zu meinem eigenen Verderben. E. lag zu meinen Füßen, er bestürmte mich mit Liebesworten, er suchte um Erhörung, ich aber blieb kalt und verschlossen, denn ich

wollte ihn bis zum Aeußersten treiben, ich wollte mich überzeugen, ob er das Leben, das ihm schon zwe Mal feil gewesen, auch diesmal werde wegwerfen wollen, wie eine Last, die ihm zu schwer zu ertragen, wenn ich sie ihm nicht erleichterte. Es war so. Bis zum Kulminationspunkt der Verzweiflung und Raserei getrieben, stürzte er endlich fort mit den fürchterlichsten Drohungen. Einer meiner Diener hatte den Auftrag, ihm zu folgen, und wirklich bedurfte es dieses gedungenen Mannes, um E. vor einem Verbrechen zu schützen. Später kam ich auf die Vermuthung, daß E. den Entschluß des Selbstmordes stets als einen Kunstgriff angewendet, wo es etwas zu erzwingen gegolten.

Ich schrieb ihm, ich rief ihn zu mir zurück, ich versprach, alle seine Wünsche zu erfüllen, und wir verlobten uns. In den ersten Tagen meines neuen Verhältnisses umwirbelte mich E.'s Leidenschaftlichkeit wie eine betäubende Musik. Ich kam nicht zur Besinnung. Bald aber begann mich das Stürmische seines Wesens anzuwidern. Diese sich nie abkühlende Gluth beleidigte mich, verletzte mein Zartgefühl, und reizte mich zum Widerstande. So verloren E.'s Liebesungen allen Werth für mich, ja ich fühlte mich durch sie sogar entwürdigt. Erkalte und beschämt wollte ich E.'s Liebe zu mir auf eine Probe stellen, und ihn mir durch den Beweis seiner männlichen Stärke und Entsagung wieder zuführen, auf's Neue mir werth machen.

Ich reiste auf das Land und nahm E. das Versprechen ab, mir nicht folgen zu wollen, sondern geduldig meiner Zurückkunft zu harren, ohne einen Versuch zu deren Beschleunigung zu wagen, ohne ein Zeichen der Ungeduld zu verrathen.

Die ländliche Einsamkeit that mir unendlich wohl und ich verzögerte meine Wiederkehr nach der Residenz von Tag zu Tag. E. kam nicht, mich zu sehen, er hielt männlich Wort und ich war versöhnt mit seiner früheren Leidenschaftlichkeit. Nach vierzehntägiger Abwesenheit verließ ich endlich mein ländliches Exil und eilte nach der Stadt zurück. Ich schickte zu E. und ließ ihm meine Ankunft melden. Er war nicht zu Hause. Ich schickte wieder und wieder zu allen Tageszeiten und immer war er nicht da. Endlich am Abend des zweiten Tages trat er in mein Zimmer, ein Bild des Entsetzens. Die Augen sieberfunkelnd und geröthet, das Antlitz todtensbleich, die Haare wild verworren, die Bewegungen unsicher. So eilte er

in meine Arme, mit den Worten: „rette mich, Wanda, sonst bin ich verloren!“

E. war während meiner Abwesenheit ein Raub seiner früheren Leidenschaft geworden, und das Spiel hatte all seine dämonische Gewalt wieder über ihn gewonnen.

Als ich mich entsetzt von ihm abwandte, überschüttete er mich mit Vorwürfen, die mich als die alleinige Urheberin seines Verderbens anklagten. Er nannte sich ein Opfer meiner Launen und Verschrobenheit, und ich sah ein, daß es hier nur einen Ausweg für mich gäbe. Ich fragte nach der Höhe seiner Schuld, und obwohl sie die Hälfte meines Vermögens überstieg, so versprach ich ihm, das Geld dennoch zu schicken, um mich auf diese Weise von ihm loszukaufen. „Sieh mir heute nur etwas!“ rief er, mich umschlingend, „Deine Halskette und Deinen Kamm“; und er nahm mir beides unter Zärtlichkeitsbezeugungen ab. Ich zitterte so heftig, daß ich ihm nicht zu widerstehen vermochte. Als ich die Hand erhob, um ihm das mit Brillanten besetzte Geschmeide selber zu reichen, ergriff er diese, hielt sie so lange in der seinen fest, bis er mir zwei kostbare Ringe, die ich stets zu tragen pflegte, von den Fingern gestreift, und nachdem er voll inbrünstiger Dankbarkeit die Stellen, die er der Brillanten beraubt, mit seinen Küssen bedeckt hatte, stürzte er aus dem Zimmer, und ließ mich geplündert und in einem Zustande halben Wahnsinns zurück. Ich fiel in ein heftiges Nervenfieber, und als ich nach mehreren Wochen wieder zur Besinnung kam, und mich des Vergangenen zu erinnern vermochte, erfuhr ich, daß E. aus der Stadt verschwunden sei, und seine Gläubiger sich in rathloser Ungewißheit über den Weg, den der Flüchtling eingeschlagen habe, befanden.

Ich fühlte mich sehr erleichtert, und der Gedanke, E. nicht wieder sehen zu dürfen, beschleunigte meine Genesung. Die Spannkraft meines Wesens ließ mich auch diesen Angriff auf meine Seelenruhe glücklich überwinden, und ich richtete mich in früherer Kraft und früherem Stolze nochmals empor. Mein Vater legte zu dieser Zeit seine amtlichen Geschäfte nieder, und durchreiste mit mir die südlichen Länder Europas. Auf dieser Reise befestigte sich meine Gesundheit vollends, sowie mein Entschluß, fortan einsam durch das Leben zu gehen, nur in mir selbst, in meiner Liebe zum Allgemeinen und in der Freundschaft vollkommene Befriedigung zu suchen und zu finden.“

Wanda lehnte sich erschöpft in die Kissen des Sophas zurück, und Hortense, die nicht gewagt hatte, die Freundin zu unterbrechen, und mit zurückgehaltenem Athem gespannt der Entwicklung dieser letzten Episode gelauscht hatte, sagte jetzt sanft: „Die Verbindungen, die Du eingegangen, waren sämmtlich nicht geeignet, ein dauerndes Glück zu bieten, ja nicht einmal zu prophezeien. Unmöglich konntest Du mit einem verwöhnten Narziß, einem eiteln Gelehrten und einem Spieler von Profession eine glückliche Ehe führen. Darum darfst Du indes die Hoffnung nicht aufgeben, dieses Ziel dennoch zu erreichen. Du mußt einen ruhigen, klardenkenden und in keiner Beziehung excentrischen Mann heirathen, und selber ohne alle

Exaltation in die Ehe treten, und so wirst Du erlangen, was Du ersehnt: Frieden, Ruhe und innere Befriedigung. Keine überspannten Erwartungen, keine berausenden Träume dürfen Dich bei Deiner künftigen Wahl leiten und verblenden.“

„So meinst Du, ich solle, nachdem ich den Roman, die abstrakte Abhandlung und die Tragödie durchstudirt, ein moralisches Hand- oder Predigtbuch ergreifen, um mich durch seinen Inhalt zu beschwichtigen?“

Man hörte in diesem Augenblick einen Wagen vor dem Hause halten.

„Das moralische Handbuch kommt bereits angerollt,“ meinte Hortense lachend.

„Was verstehst Du darunter?“ fragte Wanda.

„Meines Mannes Bruder, der mir für heute Abend seinen Besuch angesetzt hat, und sogleich mit Leopold in das Zimmer treten wird.“

Hortense hatte kaum Zeit, auszureden, als bereits zwei junge Männer, die sich in ihrer äußern Erscheinung fast zum Verwechseln ähnlich waren, die Damen zu begrüßen kamen. Es that sich eine gleiche Harmonie und Uebereinstimmung, wie sie bei der Persönlichkeit der beiden Zwillingbrüder obwaltete, ebenfalls in ihren Meinungen, Ansichten, Grundsätzen, in ihren Bewegungen, selbst in der Modulation ihrer Stimme kund.

Wanda betrachtete aufmerksam die ihr zuge dachte zweite Auflage des moralischen Handbuchs. Hortense war ja so namenlos glücklich an der Seite ihres Leopold, warum sollte Wanda dieses nämliche stille, friedliche Glück in Ferdinands Besitz nicht auch genießen können. Wanda prüfte noch einmal ihre dämonische Gewalt, und auch der ruhige, klardenkende Ferdinand unterlag ihrer Macht. Drei Tage später war er ihr Verlobter. Die Verbindung dieser beiden so ungleichen Naturen wurde zwei Monate darauf vollzogen, während welcher Diejenigen, die sich für ein ganzes künftiges Leben angehören sollten, nur wenig Gelegenheit hatten, einander näher kennen zu lernen, da Ferdinands Anwesenheit grade zu dieser Zeit höchst nothwendig auf seinen Landgütern war.

Hortense beruhigte sich, als sie die Freundin vor den Altar treten sah, denn noch immer hatte sie vor einem Rücktritt Wanda das gezittert. Ferdinand war hoch beglückt, und auch aus den Augen seiner Braut leuchtete Zufriedenheit.

Zwei Jahre waren seit dieser Begebenheit verflossen, und wir finden Wanda in ihrer Häuslichkeit als eine verblähte Blume, mit gesenktem Haupte, ohne Duft und Farbenspiel wieder. Sie besitzt Alles, was eine junge Frau befriedigen kann. Sie wird von ihrem Mann fast vergöttert, und auf den Armen durchs Leben getragen, sie ist von allen Comforts des Wohlstandes, von allen Bequemlichkeiten eines verwöhnten Geschmacks umgeben. Sie darf nur winken und ihre Befehle erfüllen sich wie durch Magie, Alles bewegt sich um sie herum mit dem Bestreben, ihr zu dienen, und eine Wolke auf ihrer Stirn hält das ganze Haus in Nacht.

Dennoch ist Wanda nicht glücklich, weil sie sich selber die

bittersten Vorwürfe zu machen gezwungen ist. Alle Zuorkommenheit und Nachgiebigkeit ihres Mannes vermögen sie nicht für den Verlust ihrer Freiheit zu entschädigen. Ferdinand ist gut, edel, verständig, aber nicht interessant. Er versteht es nicht, die Fibern seiner Frau in Bewegung, ihren Geist in Anspannung, ihr Herz in Wallung zu erhalten. Sie erschläft unter seiner Behandlung, und wenn sie durch ein mattes Lächeln ihre Dankbarkeit auszudrücken bemüht ist, so fürchtet er sie nicht vollständig befriedigt zu haben, und setzt sich in neue Unkosten, ihre Wünsche zu errathen. Dieses nutzlose Streben erregt Wandas Mitleid, aber sie weiß ihm nicht abzuweichen. Sie ist zu der Einsicht gelangt, daß Ferdinand ihr nie gewähren könne, wonach sie ein unbestimmtes Verlangen trägt, und sie versinkt in eine düstere Melancholie. Ferdinand hält sie für krank und consultirt Aerzte. Sie rathen eine Lustveränderung. Wanda schüttelt den Kopf. Sie sucht sich aus ihrer Apathie herauszureißen, sie ist aufgereizt lustig und Ferdinand glaubt sie geheilt und wird ruhig.

Unter diesen Anstrengungen, sich über sich selbst und den Grad ihres Glückes zu täuschen, schleppt sich Wanda noch ein Jahr hin, da, eines Morgens, wird sie im Schlosse vermißt. Ferdinand befindet sich in namenloser Angst und muß drei Tage diesen Zustand der qualvollen Ungewißheit tragen. Am Abend des dritten wird der Leichnam seiner Gemahlin am Ufer des großen Sees hinter dem Schlosse gefunden. Da keine Beile von Wandas Hand sich vorfindet, die auf die Vorbereitung eines so schrecklichen Endes schließen läßt, so ist Ferdinand überzeugt, besonders da Wanda den Abend vor dem Unfall in ganz besonders heitrrer Laune gewesen war, daß ein unglücklicher Zufall das Leben der vergötterten Frau geendet.

Sein Schmerz um die Verlorne war gemäßiget wie sein ganzes Wesen, und ein Jahr später vermählte er sich zum zweiten Mal.

## Carmen.

Novelle von Prosper Mérimée.

Ich hatte in Cordova einen Führer und zwei Pferde gemiethet und mit den Commentaren Cäsars' sowie einigen Hemden mich auf den Weg gemacht, um das Schlachtfeld von Munda aufzusuchen. Einige Tage darauf, als ich in dem höchsten Theile der Ebene von Cacha umherwanderte, todtmüde war, in der brennend heißen Sonne fast gebraten wurde, vor Durst beinahe verschmachtete, und deshalb aufrichtig Cäsar zum Teufel wünschte, erblickte ich plötzlich in einiger Entfernung von dem Wege, welchem ich folgte, eine kleine grüne Fläche, die mit Rohr und Binsen bewachsen war. Das verrieth denn die Nähe einer Quelle. Als ich hinzutrat, fand ich, daß der Rasenplatz ein Sumpf war, in welchem sich ein Bach verlor, der aus einer engen Schlucht zwischen zwei hohen Felsenwänden der Sierra de Cabra hervorzukommen schien. Daraus schloß ich denn, daß ich frischeres Wasser ohne Frösche und Bluteigel, vielleicht auch ein wenig Schatten finden würde, wenn ich an

dem Bache weiter hinaufginge. Am Eingange der Schlucht wieherte mein Pferd und alsbald antwortete ihm ein anderes, das ich nicht sah. Kaum war ich hundert Schritte weiter geritten, als die Schlucht sich plötzlich erweiterte und mir eine Art natürlichen Circus zeigte, der von den steilen hohen Felsen umher vollkommen beschattet wurde. Unmöglich ließ sich ein Ort erdenken, der einem müden Reisenden einen angenehmen Ruheplatz versprechen konnte. Am Fuße des Felsen sprudelte die Quelle schäumend hervor und fiel in ein kleines Becken, das schneeweißer Sand umgab. Fünf bis sechs schöne Eichen, die immer vor den Winden geschützt und durch die Quelle befeuchtet waren, standen um dieselbe her und bedeckten sie mit dichtem Schatten, und endlich bot das weichste glänzendste Gras ein besseres Bett, als man in irgend einem Wirthshause zehn Stunden in der Runde hätte finden können.

Mir gebührte indeß die Ehre nicht, einen so schönen Platz entdeckt zu haben. Es lag, und schlief wahrscheinlich, bereits ein Mann da, als ich erschien. Das Wiehern hatte ihn geweckt, er war aufgestanden und zu seinem Pferde getreten, welches im Grase seine Mahlzeit hielt. Es war ein junger Mann von mittlerer Größe, aber kräftigem Aussehen und stolzen finstern Zügen. Seine Gesichtsfarbe, die schön gewesen sein mochte, war in der Sonnenhitze dunkler geworden als die seines Paars. Mit der einen Hand hielt er den Zügel seines Pferdes, mit der andern ein Gewehr. Ich gestehe gern, daß im Anfange das Gewehr und der finstere Blick des Unbekannten keinen eben angenehmen Eindruck auf mich machten, an Räuber glaubte ich aber wirklich nicht mehr, da ich zu viel von ihnen gehört und gleichwohl noch keinen gesehen hatte. Uebrigens war es mir nichts Neues, daß ehrliche Bauern sich bis an die Zähne wappneten, wenn sie sich auf den nächsten Markt begaben, und so durfte mich der Anblick einer Flinte nicht veranlassen, von meinem Unbekannten sogleich das Schlimmste zu denken. Was sollte er auch mit meinen Hemden und meiner alten Ausgabe des Cäsar anfangen? Ich nickte deshalb dem Manne mit der Flinte vertraulich zu und fragte ihn lächelnd, ob ich ihn vielleicht im Schlafe gestört hätte. Er maß mich, ohne mir zu antworten, mit den Augen vom Kopfe bis zum Fuße und betrachtete sodann, offenbar zufriedengestellt, mit gleicher Aufmerksamkeit meinen Führer, der ebenfalls herbeikam und, was mir nicht entging, leichenblau wurde und zu zittern anfang. Die Klugheit empfahl mir, nichts merken zu lassen; ich stieg deshalb vom Pferde, befahl dem Führer, das Thier abzugäumen, kniete dann an der Quelle nieder, tauchte den Kopf und die Hände hinein und trank endlich das erfrischende Raß mit vollen Zügen.

Trotzdem beobachtete ich fortwährend meinen Führer und den Unbekannten. Der erstere kam sehr ungerne näher; der andere aber schien keine böse Absicht gegen uns zu haben, denn er hatte seinem Pferde die Freiheit wieder gegeben und hielt auch die Flinte nicht mehr in horizontaler Richtung.

Ich glaubte, mich über die geringe Achtung nicht ärgern

zu dürfen, mit welcher ich empfangen worden war, streckte mich also im Grase aus und fragte den Fremden unbefangen, ob er nicht etwa ein Feuerzeug bei sich habe. Gleichzeitig holte ich mein Cigarrentäschchen heraus. Der Unbekannte griff, immer ohne ein Wort zu sagen, in die Tasche und machte mir Feuer. Offenbar wurde er menschlicher, denn er setzte sich vor mir nieder, wenn er auch sein Gewehr noch nicht aus der Hand legte. Als meine Cigarre brannte, suchte ich die beste unter meinem Vorrathe aus und fragte den Unbekannten, ob er rauche.

„Ja, Sennor,“ antwortete er. Das waren die ersten Worte, die über seine Lippen gingen und ich bemerkte, daß er das s nicht wie die Andalusier aussprach, woraus ich schloß, daß er gleich mir ein Reisender, wenn auch gerade kein Alterthumsforscher sein möchte.

„Diese da wird Ihnen schmecken,“ sagte ich, indem ich ihm eine ächte Havanna-Regalia reichte.

Er nickte leicht, zündete die Cigarre an der meinigen an, nickte noch einmal dankend und rauchte dann offenbar mit großem Behagen. „Ah!“ rief er aus, indem er die erste Rauchwolke langsam durch den Mund und die Nase ziehen ließ, als ob er lange nicht geraucht hätte.

In Spanien begründet die Cigarre, die gegeben und empfangen wird, die Verhältnisse der Gastfreundschaft, wie im Oriente die Theilung des Brodes und Salzes. Mein Mann zeigte sich gesprächiger als ich es gehofft hatte. Ob er gleich sagte, er wohne in dem Partido de Montilla, so schien er doch die Gegend sehr wenig zu kennen. Er kannte den Namen des reizenden Thales nicht, in welchem wir uns befanden; er konnte kein Dorf in der Umgegend nennen und als ich ihn fragte, ob es nicht in der Nähe zerstörte Mauern, große Ziegel mit Rändern und sculptirte Steine gebe, gestand er, daß er auf solche Dinge nicht geachtet habe. Dagegen verrieth er eine seltene Pferdekennntniß. Er kritisirte das meinige, was nicht schwer war; dann theilte er mir den Stammbaum des seinigen mit, das aus dem berühmten Gestüte von Cordova war, ein wirklich edeles Thier, das, wie der Herr desselben behauptete, so an Strapazen gewöhnt sei, daß es einmal 30 St. in einem Tage im Galopp und starkem Trabe zurückgelegt habe. Mitten in dieser Erzählung unterbrach sich aber der Unbekannte plötzlich, als thue es ihm leid, so viel gesagt zu haben. „Es war für mich von der größten Wichtigkeit, nach Cordova zu kommen,“ setzte er dann mit einiger Verlegenheit hinzu. „Ich mußte wegen eines Prozeßes mit den Richtern sprechen.“ Während dieser Worte sah er meinen Führer Antonio an, der die Augen niederschlug.

Der Schatten und die Quelle gefielen mir so sehr, daß ich an einige vortreffliche Schinkenschnitte dachte, die mit meine Freunde in Montilla eingepackt hatten. Ich ließ sie durch den Führer herbeibringen und lud den Fremden ein, mein einfaches Mahl zu theilen. Hatte er seit langer Zeit nicht geraucht, so schien er seit wenigstens achtundvierzig Stunden nichts gegessen

zu haben. Er aß wie ein hungriger Wolf. Mein Führer dagegen aß sehr wenig, trank noch weniger und sprach gar nicht, ob er mich gleich bis dahin durch sein unablässiges Schwagen belästigt hatte. Die Anwesenheit unseres Gastes schien ihm sehr unbehaglich zu sein und ein gewisses Mißtrauen hielt sie beide von einander fern, ohne daß ich die Ursache zu errathen vermochte.

Schon waren die letzten Brocken Brod und die letzten Schinkenstückchen verschwunden; wir hatten jeder eine zweite Cigarre geraucht, ich befahl dem Führer, die Pferde aufzuzäumen, und wollte eben von meinem neuen Freunde Abschied nehmen, als er mich fragte, wo ich die Nacht zubringen gedächte.

Ghe ich auf einen Wink meines Führers geachtet, hatte ich geantwortet, daß mein nächstes Ziel die Venta del Guerra sei.

„Das ist ein schlechtes Nachtlager für einen Mann, wie Sie. Ich reise auch dahin, und wenn Sie mir erlauben, Sie zu begleiten, machen wir die Reise mit einander.“

„Sehr gern“, sagte ich, während ich mich auf mein Pferd schwang. Mein Führer, der mir den Steigbügel hielt, blinzelte mir wiederum zu; ich zuckte aber einfach mit den Achseln, um ihm die Versicherung zu geben, daß ich vollkommen unbekümmert sei.

Die geheimnißvollen Winke Antonios, seine Aengstlichkeit und einige Worte, die dem Unbekannten entschlüpft waren, besonders sein Ritt von 30 Stunden und die nicht eben plausible Erklärung, die er darüber gegeben, hatten meine Ansicht über meinen Reisegefährten bereits festgestellt. Ich zweifelte nicht, daß ich es mit einem Schmuggler, vielleicht mit einem Räuber zu thun habe; aber was lag daran? Ich kannte den spanischen Charakter zu gut, als daß ich von einem Manne etwas gefürchtet hätte, der mit mir gegessen und geraucht hatte. Seine Anwesenheit war sogar ein sicherer Schutz gegen jede unangenehme Begegnung. Auch freute ich mich, doch einmal einen wirklichen Räuber kennen zu lernen. Man sieht dergleichen Leute nicht alle Tage und es liegt ein gewisser Reiz darin, sich neben einem gefährlichen Wesen zu befinden, besonders wenn dasselbe sanft und zahm ist.

Ich hoffte, den Unbekannten allmählig dahin zu bringen, daß er mir vertrauliche Mittheilungen mache und ich brachte deshalb, trotz dem Augenblinzeln meines Führers, das Gespräch auf die Straßenräuber; natürlich sprach ich mit aller Achtung von denselben. Es gab damals in Andalusien einen sehr berühmten Banditen Namens Jose Maria, von dessen Thaten Jedermann sprach. Wenn ich mich neben Jose Maria befände! dachte ich bei mir. . . Ich erzählte die Geschichten, welche ich von diesem Helden wußte, und die ihm alle zur Ehre gereichten und sprach laut meine Bewunderung über seinen Muth und seinen Edelmann aus.

(Fortsetzung folgt.)